

Deutsch als Wissenschaftssprache

Hartmut Haberland und Klaus Schulte

Sonderdruck aus Michael Svendsen Pedersen und Hartmut Haberland, Hrsg. Sprogliv – Sprachleben.. Festschrift für Karen Sonne Jakobsen. Roskilde 2008, ISBN 978-87-92024-11-4

„På en sprogpolitisk konference i anledning af Copenhagen Business Schools 90-års jubilæum den 5. 12. 2007 ... spurgte en repræsentant for Videnskabsministeriet: Hvad er problemet? Er der overhovedet et problem med den tiltagende sproglige ensidighed?“

(Sonne Jakobsen 2008:14)

1. Die soziolinguistische Situation

Dass sich die Rolle des Deutschen als internationale Wissenschaftssprache verändert hat, seit sich die Stanford University in Palo Alto im Jahre 1891 das Motto „Die Luft der Freiheit weht“ gab (eine deutsche Übersetzung von Ulrich



von Huttens „videtis illam spirare libertatis auram“), steht außer Zweifel. Unklar ist, ob das etwas ausmacht. Der Vertreter des dänischen Wissenschaftsministeriums, der am 5. Dezember 2007 die Frage stellte, was denn an der zunehmenden sprachlichen Einseitigkeit falsch sei, meint das ganz sicher nicht.

Die soziolinguistischen Tatsachen sind inzwischen bekannt und soweit sie nicht bekannt sind, sind sie dabei erforscht zu werden (hier sei nur auf Tsunoda 1983 und auf Ulrich Ammons vielfältige Veröffentlichungen hingewiesen, z.B. Ammon 1991, 1998; Coulmas Hrsg. 2007). Aber unklar ist, ob wirklich dadurch etwas verloren geht, dass nicht mehr so viel auf Deutsch geschrieben wird und vieles von dem, was schon auf Deutsch geschrieben ist, etwa auf Englisch rezipiert wird.¹

2. So what?

Hans-Martin Gauger, der Freiburger Romanist, hat auf einer Tagung in Mainz zum Deutschen als Wissenschaftssprache im 20. Jahrhundert die Frage gestellt „Warum nicht Englisch?“ (Gauger 2000). Diese Frage ist durchaus zweideutig zu verstehen: als echte Frage, „Welche Gründe gibt es, nicht zum Englischen

¹ Ganz kürzlich zum Thema des Englischen als Wissenschaftssprache Coulmas (2007)

überzugehen?“ und als rhetorische Frage, „Was wäre denn schon Schlimmes daran, wenn wir zum Englischen übergängen?“. Damit stellt sich Gauger bewusst quer zu der Konfrontation zwischen denen, die in der verstärkten Verwendung des Englischen Verfall wittern (aber, wie jemand bemerkt hat, die Verfallsprognosen sind auch nicht, was sie einmal waren) und dem ungebrochenen Optimismus derer, die im Vormarsch des Englischen auch in Deutschland nur den Anschluss an das Weltniveau sehen. Wo er aber dazu auffordert, die Verluste durch den verstärkten Gebrauch des Englischen nicht überzubewerten, bezieht er sich ausgerechnet auf Martin Heidegger als Gewährsmann, indem er einen Heidegger-Satz aus dem Zusammenhang reißt:

Die Wissenschaft hat ... ihre Auszeichnung darin, daß sie in einer ihr eigenen Weise ausdrücklich und einzig der Sache selbst das erste und letzte Wort gibt. (Heidegger (1975a: 25); von Gauger (2000:31) mit Auslassung zitiert als Heidegger (1949:23))

Gauger fährt fort: „Dem kann schwerlich widersprochen werden.“ (Gauger 2000:31f.) Das wollen wir hier trotzdem – auch misstrauisch geworden durch die drei Punkte, die eine Auslassung zwar anzeigen, aber gerade nicht zeigen, was ausgelassen wurde.

Die Textpassage stammt aus dem ersten Hauptabschnitt *Die Entfaltung eines metaphysischen Fragens* in Heideggers Freiburger Antrittsvorlesung *Was ist Metaphysik?* Bei Heidegger steht an Stelle der drei Punkte ‚aber‘, und dieses ‚aber‘ markiert den Beginn einer längeren Periode, in der Heidegger die Besonderheit des Weltbezugs von Wissenschaft und wissenschaftlicher Praxis nach zwei Seiten hin abgrenzt. Zum einen unterscheidet sich Wissenschaftlichkeit vom „vor- und außerwissenschaftliche[n] Tun und Lassen des Menschen“ (1975a:25) dadurch, dass sie sich in „solcher Sachlichkeit des Fragens, Bestimmens und Begründens“ dem Seienden selbst unterwirft, auf dass es sich offenbaren kann. Wohlgermerkt aber dem Seienden, also dem, was da ist. Denn auf jenes ‚aber‘ folgt sogleich ein ‚freilich‘. Dieses ‚freilich‘ bereitet eine Unterscheidung vor, die bei Heidegger für die Frage des Verhältnisses von Sprache und Denken entscheidend ist, von Gauger aber nicht erwähnt wird. Während der wissenschaftliche Mensch sich auf „das Seiende selbst – und sonst nichts“ bezieht, stellt sich der Philosoph die Grundfrage der Metaphysik, nämlich „Warum ist überhaupt Seiendes und nicht Nichts?“ (1975a:42). Damit ist der Philosoph – im Einzelnen können wir das nicht ausführen – im Gegensatz zum Wissenschaftler auf die Sprache verwiesen, die für ihn zum Haus des Seins wird (u.a. 1975b:29f., 45), in dessen zur Berghütte ummöblierter *bel étage* residierend er „Sorge für den Sprachgebrauch“ (1975a:51) tragen und folgerichtig verkünden konnte: „Die Wissenschaft denkt nicht.“ (Heidegger 1971:154). Denn sie beschäftigt sich mit dem Seienden und nicht mit dem Sein.

Unter Berufung auf eine solche Autorität die These zu vertreten, es sei für die Wissenschaft gleichgültig, in welchen Sprachen sie zwar „der Sache selbst das erste und das letzte Wort gibt“, aber gerade nicht denkt, ist kein Kunststück.

3. Drücken wir uns *durch* die Sprache oder *in* der Sprache aus?

Wenn Heidegger behauptet hat, dass die Wissenschaft gegenüber der Sprache und damit den Sprachen neutral ist, dann nur, weil er einen verengten Wissenschaftsbegriff hat, der letztlich das Denken ausgrenzt. Es ist, als habe Heidegger, indem er das reflektierende Denken aus der Wissenschaft heraushält, sie in den Bereich der *science* verweisen wollen, wo Sprache weitgehend *states of affairs* beschreibt – was allfällig der Fall ist, das Kontingente, das Seiende eben.

Behauptet wird also, dass Wissenschaft sich jeder Sprache ohne Unterschied bedienen kann, denn sie sei eben Wissenschaft – vielleicht „bloß“ Wissenschaft im Gegensatz zur Philosophie, die sich um Höheres sorgt.

Um die Berechtigung dieser Behauptung einschätzen zu können, müssen wir zunächst untersuchen, ob das Verhältnis der Sprache – nicht bloß der Wissenschaftssprache – zu ihrem Gegenstand immer eindeutig das gleiche ist.

Deirdre Wilson und Dan Sperber schlagen folgende – nach unserer Auffassung nützliche – Unterscheidung vor:

Utterances and thoughts are representations. What do they represent, and how? The generally accepted answer is that they represent states of affairs. Let us call this type of representation *descriptive*, and say that a thought or utterance may *describe* a certain state of affairs.

This answer, though true, is incomplete. Utterances represent not only states of affairs but also thoughts of the speaker; thoughts may be entertained not only as descriptions of states of affairs but also of representations of further thoughts. Let us call this type of representation *interpretive*, and say that a thought or utterance may *interpret* a certain thought. (Wilson and Sperber 1998:133)

Auf den ersten Blick sieht es so aus, als wenn Wilson und Sperber hier bloß auf den alten Unterschied von Bedeuten und Bezeichnen, Denotation und Referenz, Sinn und Bedeutung, *thought* und *reference*, oder – wie bei den Stoikern – Gemeintem und dem, ‚was der Fall ist‘ verweisen. Und im Grunde genügt das eigentlich auch schon, um Gauger darauf aufmerksam zu machen, dass die Bereiche, in denen ‚die Sache‘ direkt beim Worte genommen wird, nur einen begrenzten Teil unseres Kommunikationslebens ausmachen.

In dem Bereich, wo Sprache direkt die Wirklichkeit repräsentiert, gelten eine Reihe von Annahmen ohne größere Probleme:

- Sprache ist ein Mittel, durch das wir uns ausdrücken,
- Sprache kodiert Inhalte, die unabhängig von der Sprache gegeben sind,

- diese Inhalte können so, sprachlich verpackt (kodiert), über einen Kommunikationskanal von einem Absender zu einem Empfänger geschickt werden, der sie auspackt (dekodiert)
- die Kodierung ist dem Inhalt äußerlich, deshalb ist es im Prinzip gleichgültig, in welcher Sprache sie stattfindet und deshalb ist Übersetzung möglich.

Hier gilt also das, was Niels Lyngsø das ‚Rohrpostmodell der Kommunikation‘ nennt (Lyngsø 2000:15). Lyngsø wehrt sich vor allem dagegen, dass die ästhetische Kommunikation aus diesem Rohrpostmodell heraus verstanden wird, da es voraussetzt, dass es ‚hinter‘ einem Text – auch etwa hinter einem Gedicht – eine relativ eindeutige Mitteilung, eine Botschaft gibt, die der Dichter mit Hilfe von Symbolen, Bildern und Metaphern umschreibt. Wenn sie so umschrieben (oder umgeschrieben) ist, kann der Leser diese Botschaft entgegennehmen und in ‚Klartext‘ übersetzen und damit verstehen.²

Dass dies nicht so einfach ist, sollte klar sein. Roman Jakobson hat bereits auf die grundsätzliche Unübersetzbarkeit von Poesie hingewiesen (Jakobson 1987:434). Dies geht aber über den Unterschied von deskriptiver und interpretativer Repräsentation hinaus (oder den von Bezeichnen und Bedeuten); in der poetischen Funktion repräsentiert der sprachliche Ausdruck nämlich weder die Sache noch einen Gedanken, sondern zunächst einmal sich selbst.

Umberto Eco (1977) spricht von offenen und geschlossenen Texten (*testi aperti* vs. *testi chiusi*). Hier haben wir einen anderen Unterschied, nämlich den von Texten, die dem Leser einen weiten Rahmen für seine Interpretation lassen und die grundsätzliche Mehrdeutigkeit jedes Textes strategisch ausnutzen, und solchen, die versuchen, diesen freien Strom des Verstehens einzudämmen und den Leser auf eine Interpretation festzulegen. Es ist klar, dass deskriptive Repräsentationen eher in geschlossenen Texten auftreten werden und interpretative Repräsentationen in offenen, grundsätzlich handelt es sich aber um verschiedene Erscheinungen.

(Wenn man pfiffig sein will, könnte man sagen, dass es bei Ecos offenen Texten nichts ausmacht, wenn sie übersetzt werden. Denn hier liegt eine Gleichgültigkeit anderer Ordnung gegenüber der gewählten Sprache vor: Nicht weil der einmal festgelegte Sinn wie beim geschlossenen Text von der Übersetzung nicht berührt wird, sondern weil die Übersetzung – und je fragwürdiger, desto besser – dem offenen Text ungeahnte und vom Verfasser des Originals schlechthin nicht vorhersehbare Deutungschancen zuführt.)

Alle diese Unterscheidungen zwischen Repräsentations-, Bedeutungs- und Textformen verhalten sich unterschiedlich zu der Sprache, in der wir uns

² Hans Magnus Enzensberger hat einmal gesagt, dass Dichter ihre Gedichte nicht kommentieren sollen. Wenn sie anfangen, „Ich wollte mit meinem Gedicht sagen ...“, solle man die Frage stellen: „Warum haben Sie es dann nicht gesagt?“ (Enzensberger 1962:59)

ausdrücken. Je deskriptiver der Text ist, je weniger interpretative Repräsentationen oder poetische Mittel er enthält, desto gleichgültiger ist er der Sprache gegenüber, in der er verfaßt ist.

Gauger gibt hier ein einleuchtendes Beispiel, das vielleicht gerade so einleuchtend ist, weil es nicht aus dem Bereich der Wissenschaft stammt:

Die Fluglotsen und die Piloten verständigen sich doch wohl überall auf der Welt auf Englisch. Und hier leuchtet es jedem sogleich ein, dass dies schlicht praktisch, ja vielleicht sogar unabdingbar ist. Unabdingbar ist nicht das Englische, sondern dies, dass es hier nur *ein* Verständigungsmittel geben kann. Niemand fordert hier, dass unter Fluglotsen auch andere Sprachen zugelassen werden sollen. (Gauger 2000:41)

Dass dies einleuchtet, liegt eben daran, dass wir unter Fluglotsen und Piloten einen Fall rein deskriptiven Sprachgebrauchs vorfinden. Einen solchen rein deskriptiven Sprachgebrauch finden wir – wie wir seit Niels Bohr vermuten müssen – wohl nicht einmal durchgängig in den Naturwissenschaften vor.

Aber wo wir uns nicht mehr bloß *durch* die Sprache ausdrücken, sondern *in* der Sprache (Benjamin 1988:10), gibt es diese Gleichgültigkeit der Sprachwahl nicht mehr. Die Bedeutung eines Textes kann man dann nicht auf sprachunabhängige Inhalte reduzieren, die als Invariante hinter den verschiedenen sprachlichen Kodierungsprozessen stehen. Wenn wir ‚parallele Texte‘ in verschiedenen Sprachen herstellen und wenn wir – in einem Spezialfall – übersetzen, drücken wir nicht mehr *quasi la stessa cosa* (Eco 2003), nur eben *in other words* (Baker 1992) aus, um die Titel zweier Beiträge der letzten Dezennien zur Übersetzungstheorie zu zitieren.

Damit ist nicht gesagt, dass die Sprache *immer* poetisch ist oder *immer* interpretative Repräsentationen enthält. Behauptet wird nur: Sofern die Wissenschaftssprache nicht *immer* bloß deskriptive Repräsentationen enthält, ist es auch nicht gleichgültig, welche Sprache wir in der Wissenschaft verwenden.

4. Ist die Wissenschaftssprache rein deskriptiv?

Die Frage ist nun: können wir annehmen, dass die Wissenschaftssprache andere Repräsentationen als bloß deskriptive Repräsentationen enthält? Wenn das der Fall ist, ist die sprachliche Form dem Inhalt gegenüber nicht gleichgültig. Das möchten wir behaupten.

Ein Fall von nicht rein deskriptivem Sprachgebrauch sind Metaphern. Wenn Ulrich Beck „schwarze, grüne and rote Protektionisten“ (1997:27) unterscheidet, ist dem Leser recht klar, wovon hier die Rede ist: bei Schwarz assoziieren wir anderswo vielleicht katholisch, aber hier steht die Farbe Schwarz für reaktionäre, nationalistische Bewegungen (aber nicht faschistische, die braun sind). Die Farbe Grün steht für ökologische und auch ‚small is beautiful‘-

Bewegungen. Rot ist dagegen die Farbe des Klassenkampfes und linker Bewegungen von der Sozialdemokratie bis zum Kommunismus. In der englischen Übersetzung (Beck 2000) lassen sich diese Farbadjektive nur teilweise weiterverwenden. Während Rot und Grün mehr oder weniger durch "red" und "green" ersetzt werden können, taugt dies bei Schwarz nicht. Ältere Sprecher in England assoziieren mit "black" Oswald Mosleys "Blackshirts", und in den USA steht "black" wie in "Black Power", "Black English" u.a. für die Afroamerikaner als ethnische Gruppe. Die „schwarzen Protektionisten“ werden deshalb zu "conservative protectionists" (Beck 2000:10) – was noch nicht einmal deskriptiv präzise ist, da z.B. die konservativen Parteien in Großbritannien oder Dänemark kaum von „Schwarz“ abgedeckt werden. Schwarze Protektionisten sind in Dänemark – trotz marginaler Anti-EU-Tendenzen vor allem bei ehemaligen Mitgliedern der Konservativen Volkspartei – eher die Politiker der *Dansk Folkeparti*.

Wissenschaftstexte können also schon deshalb nicht rein deskriptiv sein, weil sie meist Metaphern verschiedener Art enthalten. Fälle wie den eben angeführten könnte man aber der Obhut behutsamer Übersetzer anvertrauen, die die Sache „schon richten“ werden. Ernster wird es bei komplexen Begriffen wie „Macht“ und „Gewalt“, die in einem besonderen interpretativen Verhältnis zueinander stehen, das sich obendrein historisch verändert. Die Einleitung zum Stichwort „Macht, Gewalt (*puissance, pouvoir, violence*)“ in Cassins *Dictionnaire des intransmissibles* (Cassin Hrsg. 2004:747) macht bereits deutlich, dass ein Text, der von Macht und Gewalt redet, eine Gesellschaft nicht so sehr beschreiben als interpretieren muss.³ Der Artikel beginnt mit einem Luther-Zitat, einem Kommentar zum Römerbrief Kapitel 13:1: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.“ Hier ist die Rede davon, wie sich der Begriff der Gewalt von dem der Staatsmacht zu dem der von Luther abgelehnten revolutionären Gewalt verschiebt. Eine Diskussion der Wörter „Macht“ und „Gewalt“ (und von Macht und Gewalt als gesellschaftlichen Phänomenen) in einem französischen Text macht deutlich, wie die historisch veränderlichen Unterschiede zwischen den Bedeutungen der deutschen Wörter, die in einem deutschen Text vielleicht gar nicht aufgefallen wären, durch die Übersetzung in keineswegs deckungsgleiche französische Wörter für den Leser erst an Schärfe gewinnen. Das zeigt gleichzeitig, dass die deutschen Begriffe auf Französisch durchaus erklärbar und vermittelbar sind, aber nicht durch einfaches Übersetzen von Wort zu Wort. Wenn wir Machtverhältnisse und Gewalthandlungen beschreiben, können wir das auf Französisch tun und die Wörter *pouvoir* und *force* etwas benennen lassen; über die deutschen Wörter

³ In der elften Feuerbachthese ist übrigens davon die Rede, dass die Welt bisher bloß verschieden interpretiert worden ist.

„Macht“ und „Gewalt“ können wir dagegen auf Französisch nichts sagen, ohne diese deutschen Wörter zu verwenden, denn sie haben ganz einfach keinen Namen auf Französisch.

Nicht bloß Stanford, sondern auch die Dokkyo-Universität, die heute ihren Campus in der Stadt Soka in der Saitama-Provinz außerhalb Tokyos hat, hat ein deutsches Motto, das 1964 bei der Reorganisierung der ehemaligen deutschen Schule als Universität von dem früheren japanischen Erziehungsminister Amano Teiyū gewählt worden war: „Universität – eine Stätte menschlicher Selbstwerdung gefördert durch Wissenschaft.“ Auf der Website der Universität (www.dokkyo.ac.jp) findet sich dieses Motto in drei Übersetzungen, auf Japanisch, Englisch und Chinesisch:

“大学は学問を通じての人間形成の場である。”

“A university is an institution where character is developed through learning.”

“大学是通过学问培养人才的场所。”

Die deutsche und die japanische Fassung (zurückübersetzt etwa „Eine Universität ist ein Ort, an dem man ein Mensch wird durch Wissenschaft (Gelehrsamkeit)“) liegen noch eng bei einander. Beim englischen Text und auch



beim chinesischen Text handelt es sich um Paralleltexte, die kaum als Übersetzungen gerechnet werden können. (Dass sich nicht-deskriptive Sprachgebrauchssituationen gegen die einfache Übersetzung sperren und nach parallelen Texten verlangen, ist vielleicht gerade bezeichnend.) Die chinesische Übersetzung steht ganz im Geiste des Konfuzianismus: „Eine Universität ist ein Ort, an dem menschliche Begabungen (oder begabte Menschen) durch Wissenschaft entwickelt werden.“⁴ Man hätte den englischen Text näher an den deutschen und japanischen bringen können – statt „learning“ hätte man „scholarship“ sagen können, und in Kalifornien hätte man vielleicht von „self-realization“ statt „character development“ gesprochen – aber das ist nicht entscheidend: entscheidend ist, dass die verschiedenen Texte die Institution „Universität“ verschieden interpretieren und fast zwangsläufig verschieden interpretieren müssen, da sie verschiedenen nationalen und historischen Diskursen angehören oder für sie geschrieben sind.

5. Die Diskursabhängigkeit der Rezeption

Der Übersetzer übersetzt in eine Sprache, aber die Bedeutungen des übersetzten Textes ergeben sich für den Leser erst aus den Diskursen, in die die Übersetzung eingeht. Oberflächlich betrachtet führt das zu einem Übersetzungsproblem, das mehr oder weniger gut gelöst werden kann. Aber im Sinne Benjamins liegt mehr dahinter: da wir uns in der Sprache ausdrücken, nicht durch sie, drücken Texte in verschiedenen Sprachen immer nur annähernd das Gleiche aus, auch wenn sie noch so gut übersetzt sind. Das zeigt sich etwa an den verschiedenen Übersetzungen eines Satzes von Jürgen Habermas, der im Deutschen folgendermaßen lautet:

Inklusion heißt, dass sich eine solche politische Ordnung offenhält für die Gleichstellung der Diskriminierten und die *Einbeziehung* der Marginalisierten, ohne diese in die Uniformität einer gleichgearteten Volksgemeinschaft *einzuschließen*. (Habermas 1996:166)⁵

Allein ein Ausdruck wie *gleichgeartete Volksgemeinschaft* wird sich nur schwer in eine Sprache überführen lassen, der ein Diskurs von *Art* und *Volk* fehlt, in den sich dieser Text nicht etwa ‚einschreibt‘, sondern von dem er sich distanziiert. Ciaran Cronins englische Übersetzung hat dann auch:

It [d.h. democratic self-determination] is inclusive in that such a political order keeps itself open to the equal protection of those who suffer discrimination and to the

⁴ Wir danken Ian Andersen, Brüssel, für Hilfe.

⁵ Dieser Text verdiente es, im Zusammenhang analysiert zu werden – und mit ihm seine jeweils englische und dänische Übersetzung. Das würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen und sollte bei anderer Gelegenheit vorgelegt werden.

integration of the marginalized, but without *imprisoning* them in the uniformity of a homogenized ethnic community. (Habermas 1998:139)

Jeder einzelne Ausdruck des Zietextes verweist auf einen Diskurs in der Zielsprache, und zwar in einer durchaus offenen Weise, die gleichzeitig eine Interpretation des Ausgangstextes darstellt. Die Begriffsreihen

Inklusion – *inclusive*

Einbeziehung – *integration*

einschließen – *to imprison*

verweisen damit auf zwei jeweils unterschiedliche Mengen von Diskursen, bei denen wir davon ausgehen müssen, dass dem Leser des deutschen Textes vor allem (aber nicht ausschließlich) die deutschsprachigen Diskurse zugänglich sind und dem Leser des englischen Textes zunächst die englischsprachigen. Wenn ein Text in einer anderen Sprache rezipiert wird als der, in dem er geschrieben wurde, ergibt sich die Aufgabe, festzustellen, in welche Diskurse der Zielsprache er eingeht – und das können durchaus verschiedene und sich gegenseitig ausschließende Diskurse sein, wie das Beispiel der englischen Beck-Übersetzung gezeigt hat, wo die Verwendung von "black" entweder auf einen britischen Faschismuskurs oder einen amerikanischen Ethnizitätsdiskurs hätte verweisen können und deshalb vermieden werden musste.

Dabei zeigt sich, dass die gemeinsame griechisch-lateinische Grundlage des Wortschatzes (*Inklusion, inclusion, auch dänisch inklusion*) eher ein Nachteil als ein Vorteil ist, weil die Ähnlichkeit der Wörter den Blick auf den Unterschied der Diskurse versperrt. Das wird deutlich daran, dass Cronin die oben aufgestellte Begriffsreihe da durchführt, wo die Begriffe im Kontext auftreten. In den relativ kontextfreien Titeln von Kapitel und Buch verfährt er anders. Die Kapitelüberschrift „Inklusion – Einschließen oder Einbeziehen? Zum Verhältnis von Nation, Rechtsstaat und Demokratie“ übersetzt er mit "On the Relationship between the Nation, the Rule of Law and Democracy" und lässt die einleitende Frage mit den drei genannten Begriffen fort. Bei der Übersetzung des Buchtitels „Die Einbeziehung des Anderen“ als "The Inclusion of the Other" übersetzt er dagegen *Einbeziehung* gerade nicht mit *integration*, sondern mit *inclusion*. Damit erweckt er den Eindruck, als hätte Habermas die für ihn entscheidende Frage „Inklusion – Einbeziehen oder Einschließen?“ gar nicht gestellt. Entscheidend ist sie, weil es Habermas darum geht, eine Ambivalenz des Inklusionsbegriffs zu diskutieren, die er in den Gegensatz von demokratischer Einbeziehung und dominierender Einschließung fasst. Dass eine solche Ambivalenz im deutschen Diskurszusammenhang besteht, wird für den Leser der Übersetzung nicht deutlich.

Allerdings wird eine englische Übersetzung nicht immer nur im englischen Sprachbereich rezipiert. Wenn sie etwa in Dänemark gelesen wird (was

inzwischen immer häufiger der Fall sein wird), wird der Leser geneigt sein, diesen Text auch in Bezug auf eine dritte Menge von Diskursen zu lesen, nämlich den auf Dänisch vorliegenden. Dieser Fall ist analytisch verwickelt, aber alles andere als außergewöhnlich.⁶ Wenn Ciaran Cronin Habermas' *Einbeziehung der Marginalisierten* mit *integration of the marginalized* übersetzt (Habermas 1996:166, Habermas 1998:139), muss der dänische Leser achtgeben, dass er *integration* im Rahmen eines der englischsprachigen Integrationsdiskurse⁷ liest und nicht etwa im Rahmen der *integration* des dänischen Integrationsdiskurses. Dabei ist die identische Schreibweise eine zusätzliche Irrtumsquelle. In der dänischen Übersetzung, die seit dem Jahre 2005 vorliegt, kann dieses Missverständnis erst gar nicht auftreten, da der Übersetzer von *at inddrage marginaliserede* redet (Habermas 2005:133). Damit verhindert er, dass eine Verbindung von Habermas' *Einschließung* und dem, was manche dänische Diskursteilnehmer *integration* nennen, hergestellt werden könnte.

Die Abhängigkeit von Diskursen der Rezeption – deutschsprachigen und anderen – lässt sich zuletzt auch an einem Beispiel aus der dänischen Wissenschaftsgeschichte zeigen. H. C. Ørsted, der seine wissenschaftliche Korrespondenz in vielen verschiedenen Sprachen führte, schrieb am 12. Oktober 1849, zwei Jahre vor seinem Tode, einen Brief an John Herschel, den Sohn des Astronomen William Herschel:

“My dear Sir

I thank you for the kind promise of your intervention on behalf of the publication of my work upon the natural philosophy of beauty, but your letter gives me some reason to guess, that you would not advise me to publish this work in England.” (Harding Hrsg. 1920:404)

Herschels Brief ist verloren gegangen, aber aus Ørsteds Antwort wird deutlich, dass er nicht bloß Übersetzungsprobleme voraussieht, denen er sich im Alter von 72 Jahren nicht mehr stellen möchte, sondern auch Rezeptionsschwierigkeiten bei einem englischen Publikum. Deshalb schreibt er:

„I will then only publish my work in Denmark and perhaps in Germany, where some specimens of it has met with the approbation of many eminent men. I know very well, that many opinions, which find approbation in the Germanic part of Europe, are not palatable to English readers.“ (1920:404)

Und weiter:

⁶ Der eine der Verfasser hat Erfahrungen gerade mit diesem Habermastext als Betreuer studentischer Lesekreise im Fach Kulturstudien unserer Universität gemacht.

⁷ Wenn ein Übersetzer mit ausgeprägt irischem Namen, der auch früher in England veröffentlicht hat, in einem amerikanischen Verlag veröffentlicht, ist es nicht einfach, ihm einen bestimmten dieser Diskurse zuzuordnen.

“In the year 1811 I published, in the Danish language, an introduction to the experimental natural philosophy. It met with great approbation not only among my countrymen but also among those german literators who could read it.” (1920:405)

Es geht hier nicht um die Sprache, sondern um verschiedene wissenschaftliche Diskurse oder Traditionen, die über den Buchmarkt an die Sprache der Übersetzung gebunden sind. Deshalb ist es für die Verbreitung eines Werkes entscheidend, in welche Sprache es übersetzt wird – und in Ørsteds Fall war das eher das Deutsche als das Englische. Ørsteds Texte kamen in Deutschland oder auf Deutsch an und er vermutete, dass sie das auf Englisch nicht getan hätten. In der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts waren die Buchmärkte allerdings noch in höherem Maße national und daher stärker an die Sprache gebunden als heute.

6. Und wo bleibt das Deutsche?

Wir haben in diesem Artikel dafür argumentiert, dass die sprachliche Form und damit die Wahl der Sprache dem Inhalt nicht gleichgültig sind. Das bedeutet dann, dass auch wir die Sprachwahl nicht gleichgültig treffen dürfen.⁸ Das bedeutet aber nicht, dass die Sprache die in ihr ausgedrückten Inhalte (und da die Sprache die sinnliche Form des Denkens ist, unsere Gedanken) formt oder sogar erzeugt. Die Sprache ist eben bloß die sinnliche Form des Denkens und nicht sein Prokrustesbett. Es bedeutet erst recht nicht, dass Übersetzung nicht möglich ist (Roman Jakobson hat ja gerade argumentiert, dass das Unübersetzbare an der Poesie ihre Form ist). Es bedeutet nur (das ist aber schon sehr viel), dass, was in verschiedenen Sprachen ausgedrückt ist, nicht das Gleiche ist und dass deshalb keine Sprache die andere überflüssig macht. Wir plädieren also nicht für eine Deutsche Wissenschaft (wie es einmal eine Deutsche Physik gegeben hat), sondern dafür, die Wissenschaft auch auf Deutsch zu Wort kommen zu lassen.

Literatur

- Ammon, Ulrich 1991. *Die internationale Stellung der deutschen Sprache*. Berlin und New York: de Gruyter.
- Ammon, Ulrich 1998. *Ist Deutsch noch internationale Wissenschaftssprache? Englisch auch für die Lehre an den deutschsprachigen Hochschulen*. Berlin und New York: de Gruyter.
- Baker, Mona 1992. *In other words. A coursebook on translation*. London: Routledge
- Beck, Ulrich 1998. *Was ist Globalisierung?* Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Beck, Ulrich 2000. *What is globalization?* Oxford: Polity Press
- Benjamin, Walter 1988. Über die Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen. In: *Angelus Novus. Ausgewählte Schriften 2*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 9-26
- Cassin, Barbara (sur la direction de) 2004. *Vocabulaire européen des philosophies. Dictionnaire des*

⁸ Auf Dänisch könnten wir hier zwischen *ligegyldig* und *ligeglad* unterscheiden.

- intransduisibles*. Paris: le Robert und Paris: Seuil
- Coulmas, Florian Hrsg. 2007. *Language regimes in transformation. Future prospects for German and Japanese in science, economy and politics*. Berlin and New York: Mouton de Gruyter.
- Coulmas, Florian 2007. English monolingualism in scientific communication and progress in science, good or bad? *AILA Review* 20(1):5-13
- Eco, Umberto 1977. *Das offene Kunstwerk*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Eco, Umberto 2003. *Dire quasi la stessa cosa. Esperienze di traduzione*. Mailand: Bompiani
- Enzensberger, Hans Magnus 1962. Die Entstehung eines Gedichts. in: *Gedichte. Die Entstehung eines Gedichts*. (edition suhrkamp 20) Frankfurt am Main: Suhrkamp S. 55-82
- Gauger, Hans-Martin 2000. Warum nicht Englisch? in: Friedhelm Debus, Franz Gustav Kollmann and Uwe Pörksen, Hrsg. *Deutsch als Wissenschaftssprache im 20. Jahrhundert*. Mainz: Akademie der Wissenschaften und der Literatur und Stuttgart: Franz Steiner. 19-44
- Habermas, Jürgen 1996. *Die Einbeziehung des Anderen. Studien zur politischen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Habermas, Jürgen 1998. *The inclusion of the other: studies in political theory*, edited by Ciaran Cronin and Pablo De Greif. Cambridge, Mass.: MIT Press
- Habermas, Jürgen 2005. *Demokrati og retsstat: en tekstsamling*, redigeret af Heine Andersen; oversat af Henning Vangsgaard. København: Hans Reitzel
- Harding, M.C. Hrsg. 1920. *Correspondance de H.C. Ørsted avec divers savants. Tome II*. Kopenhagen: Aschehoug
- Heidegger, Martin 1971. *Was heißt Denken?* Tübingen: Niemeyer [1954]
- Heidegger, Martin 1975a. *Was ist Metaphysik?* Frankfurt: Klostermann
- Heidegger, Martin 1975b. *Über den Humanismus*. Frankfurt: Klostermann [1949]
- Jakobsen, Karen Sonne 2008. Den sproglige deroute. Sprogpolitik og internationalisering af danske universitetsuddannelser. *Dansk Pædagogisk Tidsskrift* 1, 12-19
- Jakobson, Roman 1987. On linguistic aspects of translation. In: Krystyna Pomorska und Stephen Rudy, Hrsg. *Language in literature*. Cambridge, Mass.: The Belknap Press of Harvard University Press. 428-435.
- Lyngsø, Niels 2000. Kunst og kommunikation. in: Frederik Stjernfelt og Ole Thyssen, Hrsg. *Æstetisk kommunikation*. Kopenhagen: Handelshøjskolens Forlag
- Tsunoda, Minoru 1983. Les langues internationales dans les publications scientifiques et techniques. *Sophia Linguistica* 13:144-155
- Wilson, Deirdre und Dan Sperber 1988. Representation and relevance. In: Ruth Kempson Hrsg. *Mental representations*. Cambridge: Cambridge University Press. 133-153